

Therapie ohne Stigmatisierung

Tom Levold, Hans Lieb
Für welche Probleme sind Diagnosen eigentlich eine Lösung?

Tom Levold und Hans Lieb
im Gespräch mit Uwe Britten

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017

180 S., 15,99 Euro

Dieser Buchtitel erfüllt seine Aufgabe vorbildlich: Er soll auffallen, neugierig machen, Einverständnis oder aber auch Widerspruch anregen. Typisch systemisches Denken steht hinter der Frage. Sie ist offen genug formuliert («Für welche Probleme ...»), enthält aber auch eine schlitzohrige Provokation («... sind Diagnosen eigentlich eine Lösung?»).

Die Auseinandersetzung um Nutzen und Schaden des Diagnostizierens ist nicht neu. Mit größter Wahrscheinlichkeit werden drei von vier Leserinnen reflexartig den ersten Hauptsatz der Schulmedizin auf den Lippen haben: »Vor die Therapie hat der liebe Gott die Diagnose gestellt!«. Diagnosen erleichtern die Kommunikation unter Profis. Sie ebnen den Weg in das Gesundheitswesen, damit zur Behandlung und – hoffentlich – zur Linderung, bestenfalls Beendigung eines Leidenszustands.

Aber – und das ist zentraler Kritikpunkt systemisch denkender und arbeitender Therapeuten – Diagnosen fokussieren Defizite und können somit den Zugang



zu Lösungsansätzen erschweren. Tom Levold differenziert allerdings zwischen medizinischen und psychotherapeutischen Fragestellungen. In der Medizin gehe es um ein Feld mit kodierbaren Problemen, während Psychotherapie mit »nicht kodierten oder nicht kodierbaren Problemen zu tun« habe (S. 38). Im einen Fall sei Diagnostik und Differenzialdiagnostik sinnvoll und notwendig, um zu richtigen Entscheidungen zu finden. Systemisch-psychotherapeutisch müsse es dagegen um Erweiterung, um De-Konstruktion von hinderlichen Konstrukten gehen.

Für das Reden und Schreiben über diese und weitere systemische Überlegungen haben Tom Levold, Hans Lieb und ihr Herausgeber Uwe Britten das Format eines moderierten Gesprächs gewählt. Die Lektüre ist, auch bei systemtheoretisch komplexen Sachverhalten, relativ leicht und unterhaltsam. Levold und Lieb kommen aus der Beratungspraxis und »bebil-

dern« die abstrakten Überlegungen mit anschaulichen Beispielen. Im Zusammenspiel mit dem Interviewer kommt es sogar zu kleinen verschriftlichten Rollenspielen, die sehr anschaulich sind.

In der ersten Hälfte des Buches scheinen Levold und Lieb etwas befangen in der Abgrenzung des systemischen Denkens zur Schulmedizin. Ein Kapitel ist überschrieben: »Medizinisch-naturwissenschaftliche Vereinigungen wieder öffnen« (S. 44–51). Es gelte sauber zu trennen zwischen Diagnosen »aus dem Funktionsbereich des Gesundheitswesens« (technische Zuschreibung zwecks Zugangsberechtigung zu Leistungen) und dem Therapieprozess; wer sich auf die Vergabe von Diagnosen einlässt, um an Kassenleistungen zu gelangen, müsse dann sehr gut aufpassen, dass die Diagnose keine schädliche Wirkung in der Therapie entfaltet.

Später, ab der Mitte des Buches, ändert sich der Eindruck, und verschiedene Facetten von Diagnostik im Kontext systemischer Beratung werden sichtbar. In Abwandlung eines Bonmots wird festgestellt: »Wir können nicht nicht diagnostizieren.« (S. 87) Tom Levold hat »[v]ier systemische Positionen zum Umgang mit Diagnostik« (S. 129) herausgearbeitet. Neben »grundsätzlicher Ablehnung von Diagnostik aus erkenntnistheoretischen Überlegungen« gibt es dann doch die Varianten, Diagnostik zur Identifi-

fizierung von Interaktionsmustern, zum Herausarbeiten von Ressourcen und als offenen Interaktionsprozess zwischen Therapeut und Klient einzusetzen.

Die Gespräche, die dem Buch zugrunde liegen, sind im Sommer 2016 geführt worden, und 2017 ist das Buch erschienen. Eigentlich ist es schon ein bisschen spät für eine Besprechung. Auf eigene Weise interessant wird die Lektüre heute allerdings dadurch, dass systemische Therapie seit November 2019 als Richtlinienverfahren anerkannt ist – nach tiefenpsychologischen/analytischen Therapien und Verhaltenstherapie. Offenkundig sind Lebold und Lieb seinerzeit nicht davon ausgegangen, dass es dazu jemals kommen könnte. Die Kritik an der Defizitorientierung herkömmlicher Diagnostik legt vielmehr eine grundsätzliche Verweigerungshaltung gegenüber unserem kassenfinanzierten Therapiemarkt nahe. Interessant sind vor diesem Hintergrund die Überlegungen, wie die beiden Systemiker sich eine ressourcenorientierte Finanzierung von Psychotherapie vorstellen, von der nicht nur Privatpatienten profitieren können. ■

Martin Osinski
Neuruppin